

Dieter Döhrel

SHANE CALHOUN
Das Ende des Regenbogens

Originalausgabe

EINBUCH Buch- und Literaturverlag Leipzig
www.einbuch-verlag.de

EINBUCH Belletristik Edition

copyright 2016 by **EINBUCH** Buch- und Literaturverlag Leipzig
printed in Germany
Umschlaggestaltung: Welle

ISBN 978-3-942849-50-0

www.einbuch-verlag.de

Fantasie ist nicht Ausflucht. Sich etwas vorzustellen heißt,
eine Welt zu bauen, eine Welt zu erschaffen.

Eugène Ionesco
Rumänisch-französischer Dramatiker
(1904-1994)

Ruf der Wildnis

Allmählich schmolz der Schnee in den Wäldern und auf den Klippen der umliegenden Berge, wo ebenfalls schon Tauwetter herrschte. Die aus den Bergen kommenden Bäche waren bis zu den Rändern mit eiskaltem, glasklarem Schmelzwasser gefüllt und strömten ihre Wassermassen fast hektisch dem durch das Green-River-Valley fließenden Twin River zu, in dessen Fluten die täglich an Kraft gewinnende Sonne glitzerte. Es war unverkennbar, der Frühling hielt wieder Einzug ins Valley – langsam, bedächtig, aber unaufhaltsam. Bald würde sich der raue Winter mit seiner mitunter klirrenden Kälte in die Berge zurückziehen und dem erwachenden Leben die Herrschaft überlassen. Der ewige Kreislauf der Natur vom Werden und Vergehen.

Einer dieser Gebirgsbäche plätscherte munter zwischen den Felsen dahin. Sein Wasser kräuselte sich um die Wurzeln eines Baumes, dem der Boden weggeschwemmt worden war. Ein Schatten bewegte sich zeitlupenhaft auf einer nahen Waldlichtung unter den dort zahllos wachsenden Ponderosa-Fichten. Rehwild äste zwischen ihnen und suchte nach Futter. Auf seinen Fellen spielten Licht und Schatten des Sonnenlichtes, das durch die Blätter schimmerte. Ein

Rehbock hob den Kopf und witterte in den Wind. Doch was er wahrnahm, war trügerisch, weil sich der Schatten im entgegengesetzten Windschatten befand.

Eine schwache Brise wehte durchs Gras und bewegte die Blätter der Bäume. Zugleich mit dieser Brise bewegte sich der Schatten ins Sonnenlicht und wurde zu einem jungen Mann, nein, wohl eher zu einem älteren Jungen, der regungslos stehen blieb, keine fünf Meter vom nächsten Reh entfernt.

Der Junge trug graue Wildlederkleidung, die Füße steckten in Mokassins indianischer Machart. Er stand hoch aufgerichtet da, beachtliche sechs Fuß maß der schlanke Körper. Er trug keine Kopfbedeckung. Das in der Mitte gescheitelte nachtschwarze, wellige Haar war schulterlang, eine für einen Jungen seines Alters nicht eben gebräuchliche Frisur, wie überhaupt sein sonnengebräuntes Gesicht eher weiche, fast mädchenhaft hübsche Züge aufwies.

Der Junge wartete geduldig, als der Rehbock erneut den Kopf hob und ihn direkt ansah. Der Bock schnaubte erschrocken und sprang dann sofort davon. Die anderen Tiere folgten ihm.

Der Junge stand ruhig da, die Hände auf die Hüften gestützt und beobachtete das Abziehen des Rehwildes. Hinter ihm trat eine andere Person zwischen den Bäumen hervor.

Ein schlanker, drahtiger Mann von wohl mehr als siebzig Jahren. Ein gepflegter, kurz geschnittener, grauer Vollbart bedeckte seine gesamte untere Gesichtshälfte. Graue Augen funkelten gutmütig.

„Na, was hältst du davon, Onkel Jeremiah?“, fragte der Junge mit sanfter Stimme, ohne den Kopf zu dem Neuankömmling umzuwenden. „Nur noch ein paar Schritt weiter und ich hätte das Reh berühren können! Doch das schaffe ich eines Tages auch noch, oder?“

Unüberhörbar war der Stolz, mit dem er seine Leistung bewertete.

Der alte Mann spuckte ins Gras, bevor er sich äußerte: „Wirklich beachtlich, Shane! Dein Dad wäre mächtig stolz auf dich, hätte er das eben erlebt.“

Während seiner Rede setzte er sich auf einen entwurzelten Baumstamm, zog eine Pfeife aus einer der Seitentaschen seines dunkelbraunen Wildlederrockes und begann, sie bedächtig mit Tabak zu stopfen, den er einem Beutel entnahm.

Der Junge beobachtete ihn dabei aufmerksam. Seinem Gesicht war anzusehen, dass ihn etwas beschäftigte. Er mochte wohl überlegen, ob er sein Gegenüber etwas fragen durfte. Für einen Moment schob sich seine Zungenspitze

zwischen die Lippen, dann hatte er sich wohl durchgerungen.

„Onkel Jeremiah ... darf ich dich etwas fragen?“

Der alte Mann blickte von seiner Tätigkeit des Pfeifenstopfens hoch und betrachtete den Jungen einen Augenblick prüfend, dann lächelte er kurz und setzte seine Bemühungen fort.

„Nur zu, Shane, ich habe mich schon all die Jahre, die wir inzwischen hier oben auf der Mesa in mehr oder weniger regelmäßigen Zeitabständen verbracht haben, gefragt, wann deine Frage kommt. Also, Junge, jetzt ist wohl der Zeitpunkt gekommen?“

Shane rupfte einen Grashalm ab und begann darauf herumzukauen.

„Du bist lange Zeit mit Dad zusammen gewesen, nicht wahr?“

Das war die Frage!

Der alte Mann starrte vor sich auf den Boden. Er hatte gewusst, der Junge würde diese Frage eines Tages an ihn richten. Er hatte immer wieder darüber nachgegrübelt und überlegt, wie er sie beantworten wollte. Jetzt, da es soweit war, zögerte er unmerklich. Wie machte man so etwas: die berechnete Wissbegier des Jungen befriedigen, ohne dem Vater vorzugreifen, der seinem Sohn wohl bisher nicht allzu viel

verraten hatte über die Dinge und Ereignisse, die mal eine entscheidende Rolle im Leben der Eltern des Jungen gespielt hatten?

Er hatte inzwischen die Pfeife in Brand gesetzt und nahm eine bequeme Sitzhaltung auf dem Stamm ein. Genussvoll zog er den Rauch ein und blickte den kunstvollen Kringeln hinterher, bis diese beim Hochsteigen ihre festen Konturen verloren und sich in der Luft aufzulösen begannen. Dann machte er mit der Linken eine einladende Bewegung und ermunterte den Jungen, es sich vor ihm ebenfalls bequem zu machen.

Shane hockte sich nach Cowboyart auf die Hacken nieder und wartete geduldig. In all der Zeit, die sie mit Unterbrechungen gemeinsam verbracht hatten, hatte er gelernt, dass Onkel Jeremiah nie aufs Geratewohl drauflosredete. Wenn er sprach, hatte er stets etwas Wichtiges zu sagen. Und die Geste an ihn, Platz zu nehmen, ließ darauf schließen, dass das, was ihm jetzt erzählt werden sollte, wohl etwas umfassender werden würde. Der Junge fasste sich in Geduld und wartete, bis Onkel Jeremiah mit dem Sprechen begänne, denn sein Dad hatte ihn gelehrt, niemals in einen anderen Menschen zu dringen, um etwas zu erfahren, was der andere eigentlich für sich behalten wollte. Genau genommen hatte er heute zum

ersten Male in seinem jungen Leben gegen diesen Grundsatz verstoßen, doch offenbar war Onkel Jeremiah deswegen nicht verärgert.

Der alte Mann schaute den ihm gegenüberhockenden Jungen ernst an. Er hatte nie einen Sohn gehabt. Jedenfalls keinen, von dem er etwas gewusst hätte. Doch seit Jahren waren sie viel beisammen gewesen und kannten sich gegenseitig, wie es wohl nur wenige Menschen taten. Gemeinsam hatten sie Freud und Leid geteilt, hatten in der Prärie, im Gebirge und in der Wüste jenseits der Berge gelebt und alle möglichen Strapazen durchgestanden, bohrenden Hunger und quälenden Durst ertragen. Er hatte dem Jungen alles beigebracht, was er selber wusste und beherrschte. Von ihm hatte dieser gelernt, Fährten zu lesen wie ein Indianer, sich im Wald wie ein Gespenst zu bewegen, Pfeil und Bogen und Tomahawk meisterhaft zu handhaben, als sei er bei einem Indianer in die Lehre gegangen. Außer Shanes Vater kannte er keinen Menschen, der den Revolver in so jungen Jahren so blitzschnell ziehen und so unfehlbar damit treffen konnte, wie der Junge, und nicht minder war dessen Treffsicherheit mit der Hawken-Rifle. Beim Boxen hatte die Kampfweise des Jungen eine verblüffende Ähnlichkeit mit der eines jungen Panthers, ständig auf den Beinen dahingleitend, den Schlägen des Gegners ausweichend und im entscheidenden

Moment ansatzlos zuschlagend, mit einer Kraft, die auch einen robusten Kerl ins Land der Träume schicken konnte. Selbst beim Umgang mit dem Bowiemesser hatte der Junge inzwischen eine erstaunliche Fertigkeit erlangt, um die ihn auch ein im Messerkampf geübter Mexikaner beneiden könnte. Lediglich im Ringkampf fehlte ihm noch die letzte Sicherheit.

Aber er musste sich eingestehen, dass es ihm trotz seiner Bärenkräfte, über die er selbst im hohen Alter noch verfügte, immer schwerer fiel, den Jungen niederzuringen. Der Junge wusste inzwischen einfach zu viele Abwehrgriffe, mit deren Hilfe er sich immer besser aus bedrohlichen Situationen zu befreien vermochte. Lange würde es nicht mehr dauern, dann könnte er es mit jedem Gegner aufnehmen.

Vor knapp einem Monat hatte Shane ihn doch tatsächlich durch einen für ihn völlig überraschend kommenden Griff zum ersten Male besiegt – eine Tatsache, die der Junge mit einem Lächeln quittierte, einem sanften, zurückhaltenden Lächeln, und als er ihn in diesem Moment aufmerksam betrachtete, kam ihm in aller Deutlichkeit zum Bewusstsein, dass er das gleiche Lächeln oft in den Zügen der Mutter des Jungen gesehen hatte, wenn er etwas mit ihr besprach. Wirklich, die Ähnlichkeit des Jungen mit seiner Mutter war unverkennbar. Auch dieser nachdenklich wirkende Zug, der

den Gesichtsausdruck des Jungen manchmal prägte, erinnerte an seine Mutter.

Onkel Jeremiah räusperte sich: „Mächtig lange, Junge. Fast dreißig Jahre. War damals seit einer ganzen Reihe von Jahren auf der Ranch des Oldtimers Pit Hemming am Elms-Fork in Albany. War von Anfang an dabei, als Pit Hemming anfang dort zu ranchen und habe die ganze Entwicklung der Ranch aus kleinsten Anfängen bis zu einem stattlichen Anwesen mit mehr als zehntausend Rindern miterlebt. Es waren mächtig turbulente Zeiten damals. Das Land war weit offen. Wir mussten Tag und Nacht kämpfen, gegen Naturgewalten, Indianer, Viehdiebe und uns schließlich auch noch des Ansturms der Siedler erwehren, die nach dem Krieg gegen Mexico 1845/48 wie Heuschrecken in die unendlichen Weiten der Ranchgebiete einfielen, überall ihre Siedlungsstätten errichteten, den fruchtbaren Grund und Boden umpflügten und vor allem das Land mit Zäunen durchzogen und dadurch das Vieh vom überlebenswichtigen Wasser abschnitten. Und glaube mir, bei all diesen nicht selten eskalierenden Auseinandersetzungen floss Blut. Auf beiden Seiten! Manches Kreuz gab es am Wegesrand, auf dem Friedhof liegen Kameraden, die mir unvergessen bleiben werden, solange ich noch zu leben habe.“

Shane hatte aufmerksam zugehört. Als Onkel Jeremiah schwieg, drängte er diesen mit keinem Wort, keiner Geste zum Weiterreden.

Bisher hatte er – abgesehen von Onkel Jeremiahs persönlicher Situation – nichts Neues gehört. Auf der Ranch seines Vaters lebten noch ein paar dieser Oldtimer, welche diese wilde Zeit in Texas – ja der alte Warren Hastings sogar den Unabhängigkeitskrieg gegen Mexico 1835/36 – miterlebt hatten und mit seinem Dad von Texas nordwärts getrailt waren, um hier im hohen Norden der Staaten zu ranchen. Manchmal beim abendlichen Zusammensein erzählten sie aus ihren ereignisreichen Leben. Es wurde ihm nie langweilig, den Erzählern immer wieder aufs Neue zuzuhören. Anfänglich hatte es eine gewisse Zeit gedauert, bis er verstand, dass sein Dad recht hatte, wenn dieser ihn mahnte, nicht allen Schilderungen uneingeschränkt Glauben zu schenken. Manche Darstellung verkläre sich in der Erinnerung. Heute machte es ihm keine Schwierigkeiten mehr, die realen Sachverhalte von den subjektiven Übertreibungen der Erzählenden zu trennen. Cowboys waren halt auch nur Menschen ...

„Tja, Junge. Und eines Tages tauchte dann dein Dad auf der Ranch auf. Gerade mal siebzehn Jahre alt. Weißt du, in Texas sieht man in Vierzehnjährigen keine Kinder mehr, vor

allem, wenn sie zupacken können. Und dein Dad konnte zupacken, weiß Gott! Wir hatten gerade eine Auseinandersetzung mit Viehdieben hinter uns, die bei einer der Herden eine Stampede ausgelöst hatten und – während wir stundenlang damit beschäftigt waren, die Herde in die ‘Mühle’ zu treiben, damit sich die Viecher müde laufen sollten – in aller Gemütsruhe aus einer anderen Herde über hundert Stück wegtrieben. Wir hatten bei dieser Schießerei drei Mann verloren, konnten aber die Viehdiebe nicht verfolgen, denn wir waren drei Tage vollauf damit beschäftigt, die Herde zu beruhigen und zerstreute Rinder wieder zur Herde zu treiben. Drei Tage und zwei Nächte, in denen wir kaum aus den Sätteln und nicht aus den Kleidern kamen. Wie selbstverständlich nahm dein Dad all diese Strapazen auf sich – obwohl er doch gar nicht zur Crew gehörte und seines Weges hätte trailen können – ohne zu fragen, ob er dafür überhaupt in irgendeiner Form entlohnt werden würde. Kein Laut kam über seine Lippen, dass wir in dieser Zeit fast zwanzig Stunden Hunger schieben mussten, bevor ein neuer Küchenwagen zur Stelle war, keine Klage darüber, dass wir von Kopf bis Fuß verdreckt waren und uns die Augen schmerzten, vor Sand und vor Müdigkeit. Nach dieser Schinderei gehörte dein Dad zur Crew, und der alte Hemming brauchte diese Entscheidung nie zu bereuen, solange dein Dad für ihn ritt.

Und das waren immerhin drei Jahre ... drei Jahre, in denen sich dein Dad trotz seiner Jugend zum besten Mann entwickelte, den die Ranch je auf ihrer Lohnliste gehabt hat. Keiner aus der wahrlich nicht aus Schwächlingen bestehenden Crew konnte sich mit ihm messen. Keiner konnte so hart sein und doch auch wieder so gutmütig wie er. Unverkennbar, dass er gewohnt war, seinen Willen durchzusetzen. Dennoch blieb er die ganze Zeit über freundlich, bescheiden und zurückhaltend in seinem Auftreten gegenüber den Kameraden, half, wenn er um Hilfe gebeten wurde, und respektierte jederzeit die fachliche Autorität des Ranchers und des Vormanns, vertrat aber sachlich und engagiert seine Meinung auch gegenüber dem Boss, wenn er mal in einer Angelegenheit anderer Meinung war, und hat den Alten doch tatsächlich mehrere Male von der Richtigkeit seiner uns mitunter verblüffenden Auffassungen überzeugen können. Wie ein cleverer Schachspieler war er gewohnt, mehrere Züge im Voraus zu denken. Übrigens haben dein Dad und ich in den nächsten Monaten in mühsamer Sucharbeit das Versteck der Rustler gefunden, sodass ein Aufgebot aller Ranches der Gegend das Banditennest gründlich austräuchern konnte. Und da die Viehdiebe aus mir unerklärlichen Gründen offenbar noch kein Rind verkauft hatten, gelangten alle Rancher der

Gegend wieder in den Besitz der ihnen gestohlenen Tiere. Das hat manchen von ihnen damals vor dem Ruin bewahrt.“

Shane nickte bedächtig. Ja, das war eine Beschreibung seines Dads, wie sie zutreffender wohl kaum hätte sein können. So war er, sein Dad, sein großes Vorbild, dem nachzueifern er bemüht war, seit er seine Umwelt bewusst wahrgenommen hatte. Es war sein Dad gewesen, der ihn in den Sattel eines Ponys gesetzt hatte, noch bevor er richtig laufen konnte. Es war sein Dad gewesen, der ihm alle Kenntnisse vermittelte, um eines Tages eine so große Ranch wie die väterliche leiten zu können, bevor er ihn in Onkel Jeremiahs Obhut gab, der ihn in das Geheimnis des Waldes einführen und geduldig alle Fertigkeiten lehren sollte, die zu beherrschen erforderlich waren, um hier draußen in der Wildnis des Nordens zu überleben.

„Du bist gut mit der Waffe, Shane, verdammt gut. Ich kenne außer deinem Dad keinen Menschen, der den Revolver in so jungen Jahren so blitzschnell ziehen und so unfehlbar damit treffen konnte wie du. Und glaube mir, ich bin auf meinem wechsellvollen Lebensweg einigen Männern begegnet, die hervorragend mit ihren Revolvern umzugehen verstanden. Sie zogen blitzschnell und schossen wie du bereits von der Hüfte aus, scheinbar ohne zu zielen. Trotzdem trafen sie mit einer schier unglaublichen Präzision jedes Ziel, das

sie von ihrem Standort aus erreichen konnten. Wenn sich jemand mit ihnen schießen wollte, dann waren sie kalt wie Eis, tödlich wie Klapperschlangen. Doch wie sie gelebt hatten, so starben sie auch: durch die Waffe! Eines Tages trafen sie auf einen Besseren. Oh, nicht dass der unbedingt schneller hätte ziehen können als sie. Der kleine Unterschied bestand einzig darin, dass er im entscheidenden Moment die besseren Nerven besaß. Bis auch er eines Tages auf einen besseren Mann stieß, der seinen rauen Weg mit einer schnelleren Kugel beendete. Irgendwann einmal kommt ein noch Besserer! Wie gesagt, Shane, du bist gut mit der Waffe, verdammt gut. Doch wie gut, das muss erst die Zukunft zeigen. Es ist ein Unterschied, ob du lediglich auf irgendwelche Flaschen oder Steine oder sonstige Gegenstände schießt, oder ob du einen Gegner vor dir hast, von dem du nicht weißt, wie gefährlich er dir werden kann. Dann entscheiden einzig und allein die Nerven. Wer von euch beiden die zuerst verliert, hat schon verloren ... Oh, dein Dad ist ein Paradebeispiel dafür. Hast du schon einmal einen Blick auf den Kolben seines Revolvers werfen können, Junge?“

Shane schaute überrascht auf Onkel Jeremiah. Er konnte sich nicht erinnern, jemals gesehen zu haben, dass sein Dad einen Revolver getragen hätte, obwohl Waffen ebenso allgemein üblich waren wie Stiefel und Sporen. Nicht, dass man

schießwütig herumlief, aber ohne ihren Revolver fühlten sich die meisten Männer offensichtlich nicht vollständig angezogen. Er selber machte da ja wohl auch keine Ausnahme. Er erinnerte sich gerne des Augenblicks, als sein Dad ihm zum sechzehnten Geburtstag einen geschenkt hatte. Aber sein Dad selbst trug niemals einen Revolver – nicht einmal, wenn er die Ranch verließ. Stets hatte er nur ein Gewehr bei sich. Dabei besaß sein Dad durchaus einen Revolver. Shane hatte ihn zufällig entdeckt.

Es mochte jetzt sechs Jahre her sein, als er auf den Dachboden des Ranchhauses geklettert war, um all die vielen Gegenstände, die dort herumstanden, nach Dingen zu durchsuchen, die einen zehn Jahre alten Jungen interessieren könnten. Beim Öffnen der untersten Schublade einer Kommode, die beim Herausziehen aus dem Schrank etwas klemmte, so dass es ihn viel Mühe kostete, sie aufzuziehen, fand er eine Sattelrolle, die mit zwei Riemen verschnürt war. Als er sie abtastete, spürte er durch die Decke mehrere feste Gegenstände. Er war sich bewusst, dass er das fremde Paket natürlich nicht hätte aufmachen dürfen. Warum wohl sonst bewahrte der Eigentümer es an diesem abgelegenen Ort auf? Doch dann siegte seine kindliche Wissbegier und er nahm die Sattelrolle vorsichtig aus der Schublade und legte sie auf den Boden vor der Kommode. Nachdem er einige Minuten

aufmerksam gelauscht hatte und sich schließlich sicher war, dass ihn keiner bei seinem verbotenen Tun überraschen würde, knotete er die beiden Riemen auf und rollte die Decke auseinander. Ein Patronengurt, in dessen Schlaufen keine Patronen steckten, mit rechtsseitigem Holster; der war aus weichem, schwarzem Leder, wie er durch vorsichtiges Betasten feststellen konnte. Leicht eingeölt, wohl um zu verhindern, dass das Leder mit der Zeit austrocknete und brüchig wurde. Die Gürtelschnalle zum Verschließen der Gurtenden und mehrere symmetrisch angeordnete kleinere Metallplättchen schienen aus Silber zu sein. Shane wusste infolge seines oftmaligen Durchblätterns eines Waffenkatalogs in Mr. Hamiltons Waffenstore während der allmonatlichen Einkaufsbesuche der Familie in Twin Falls, dass dieser vor ihm liegende Waffengurt ein kleines Vermögen gekostet haben musste.

Und dann erst der Revolver. Zunächst vermochte er nur dessen Kolben und den Abzugsbügel zu sehen, denn der Lauf und die Patronentrommel steckten ja im Holster, entzogen sich also seinem Blick. Aber schon das faszinierte ihn. Der Kolben bestand aus solidem Nussbaumholz, und der glattgewetzte Knauf verriet ihm, dass der Revolver dem Träger sicher nicht zur Zierde gedient hatte.

Die Glätte des Kolbens ließ in ihm den Wunsch entstehen, die Waffe in die Hand zu nehmen, obwohl er natürlich

ahnte, es eigentlich genau wusste, dass er etwas Verbotenes tat. Wer auch immer die Waffe mitsamt den anderen Gegenständen in die Schublade gelegt haben mochte, wollte sicher nicht, dass sie unbefugt herausgenommen wurden. Doch für einen wissbegierigen Zehnjährigen war die Versuchung wohl zu groß, als dass er ihr zu widerstehen vermochte.

Vorsichtig ergriff Shane den Kolben und zog den Revolver aus dem Holster, nachdem er den Sicherheitsriemen, der das Herausrutschen der Waffe bei einer abrupten Körperbewegung verhindern sollte, gelöst hatte. Er ließ sich leicht herausziehen. Fast hätte Shane ihn fallen lassen, denn er hatte ein beachtliches Gewicht. Eigentlich zu schwer für einen Zehnjährigen. Doch Shane besaß einen durchtrainierten Körper, und nachdem er sich darauf eingestellt hatte, vermochte er den Revolver weitgehend problemlos zu halten. Und bei genauer Abwägung fiel ihm auf, dass der Revolver sogar leichter zu sein schien als alle anderen Revolver, die er bisher in den Händen gehalten hatte.

Shane verstand trotz seiner erst zehn Jahre genug von Waffen, um zu wissen, dass ihm ein solches Exemplar beim Durchblättern des Waffenkatalogs in Mr. Hamiltons Waffenstore noch niemals aufgefallen war. Doch er erinnerte sich, in einer im Katalog befindlichen Werbeanzeige gelesen zu haben, dass die Herstellerfirma darauf hinwies, jederzeit